

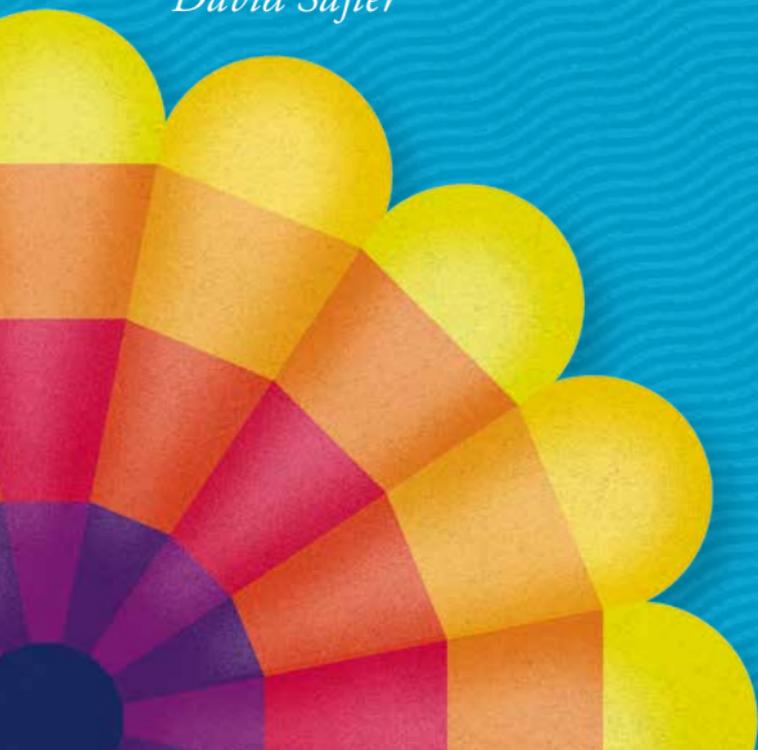
CATHARINA JUNK
AUF NULL

ROMAN

KINDLER

«DIESES BUCH HAT
MICH UMGEHAUEN.
CATHARINA JUNKS
STORY GEHT ANS HERZ
UND IST TROTZDEM
RICHTIG KOMISCH.»

David Safier





KAPITEL 1

Ab jetzt möglichst ein Leben ohne van Gogh. Ich sitze auf dem Bett, starre auf den gerahmten Druck an der Wand und hoffe, dass ich die fünfzehn Sonnenblumen nie wiedersehen muss. Hier nicht, aber auch sonst bitte nicht. Eventuell ist mein Verhältnis zu Sonnenblumen für immer gestört. Kann sein, dass ich sie für den Rest meines Lebens meiden muss. Wie lang das auch immer noch sein mag. Notiz an mich selbst: für die Familie aufschreiben, dass im Falle des Falles keine Sonnenblumen auf mein Grab sollen. Dann lieber Buchsbaum ohne Ende. So schneckenförmig gepflanzt, wie ich es mal gesehen habe. Langweilig und farblos? Bedankt euch bei van Gogh.

Die vergangenen vier Monate habe ich in Zimmer neun auf diesen Kunstdruck geguckt, und die Zeit davor, von Januar bis April, lag ich in Zimmer vier, wo der geflochtene Stuhl mit Pfeife hängt. Und ganz am Anfang, die

ersten vier Monate nach der Diagnose, war ich in Zimmer elf mit den Fischerbooten am Strand von Saintes-Maries-de-la-Mer untergebracht. Dabei kennt doch jeder die Geschichte mit dem abgeschnittenen Ohr. Ich sag es mal so: Wenn man über Monate mit diesen Bildern in einem Zimmer eingeschlossen wird, bekommt man irgendwann auch Lust, sich ein Ohr abzuschneiden. Oder sich die Pulsadern *auf*zuschneiden.

Natürlich, klar, es hätte schlimmer kommen können. Mit Matisse zum Beispiel, *Der Tanz*. Ganz schnell wünscht man sich dann den Stuhl mit Pfeife zurück. Plötzlich: Leukämie? Nicht ohne meinen van Gogh!

Ich warte. Obwohl ich in den vergangenen zwölf Monaten nichts anderes gemacht habe, bin ich immer noch nicht gut darin. Die Taschen stehen gepackt vor dem Einbauschrank, die Ablage am Waschbecken ist leer geräumt, und an der Wand über dem Kopfteil des Betts verraten nur ein paar Klebefilmreste, dass hier einmal meine Karten und Fotos hingen. Endlich geht die Tür auf, und Professorin Schüttler tritt ein.

«So. Dann geht's also heute nach Hause?»

«Ja.» Ich lächle, weil wir beide wissen, dass diese Situation vor kurzem noch nicht absehbar war.

«Wird ja auch mal Zeit, oder?»

Dem kann ich nicht widersprechen.

«Das mit den Tabletten ...?»

«Wurde mir gesagt.»

«Rezept?»

«Hab ich auch schon.»

«Den Brief an Ihren Internisten schicken wir heute noch raus.»

«Ich soll jeden Montag zum Blutbild in die Praxis kommen.»

«Okay, und wir hatten ja besprochen, dass wir den Port erst noch einmal drinlassen.»

Damit ist der implantierte Katheter gemeint, der unter meinem linken Schlüsselbein sitzt und über den ich meine Chemotherapie bekommen habe. Eine kleine Kammer mit einer Silikonmembran unter meiner Haut, von der aus ein Schlauch bis zum rechten Vorhof meines Herzens führt. Ich verziehe den Mund zu einem schiefen Lächeln und nicke. «Für den Fall, dass wir ihn wieder brauchen.»

Professorin Schüttler will das Gespräch sofort wieder in positive Bahnen lenken und ergänzt schnell: «Mit jedem Tag, den Sie gesund sind, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Sie es auch bleiben.»

«Aber die Rückfallquote ist ja jetzt auch nicht so nied-

rig.» Irgendetwas in mir sperrt sich gegen dieses «Das wird schon».

Die Ärztin sieht mich ernst an. «Die Statistik soll uns jetzt mal gar nicht interessieren. Wir schauen nur auf Sie und sehen eine gesunde junge Frau.»

«Mit Hamsterbacken.»

Sie lacht über meinen lahmen Witz. «Die bleiben auch noch eine Weile. Wir können das Cortison nicht abrupt absetzen, es muss langsam reduziert werden. Dauert ein bisschen, aber in ein paar Monaten werden die Schwellungen zurückgehen.»

Ich nicke. Okay. Ich weiß, dass Eitelkeit in meiner Situation geschmacklos, undankbar und lächerlich ist, aber ich sehe nicht gern wie ein Nagetier aus, das sämtliche Wintervorräte in seinen Proviantbacken mit sich herumträgt.

«Denken Sie daran, was Sie schon geschafft haben.»

Wann gehen der armen Frau die Motivationsprüche aus? Und schäbig fühle ich mich auch. In den anderen Zimmern liegen Menschen im Sterben, und ich halte die Ärztin mit einem Gespräch über mein Aussehen auf. «Ja, ich weiß.»

«Na dann ...», Professorin Schüttler nickt freundlich, «alles Gute für Sie.»

«Für Sie auch. Und noch mal vielen, vielen Dank.» Das ist von Herzen so gemeint, reicht aber gar nicht für das, was ich eigentlich gerne sagen würde. Deswegen wiederhole ich: «Wirklich. Vielen Dank für alles. Ehrlich. Ohne Sie alle hier ...» Ich mache mit dem Arm eine ausholende Bewegung wie ein römischer Kaiser, aber dann kippt meine Stimme, und ich bin schnell still. Jetzt nicht heulen. Sie macht schließlich nur ihren Job. Beim Bäcker weint man ja auch nicht, wenn die Brötchen gut schmecken. Andererseits: Bäcker retten keine Leben. Der Vergleich ist also völlig unpassend. Obwohl ich mich so anstrenge, rollen Tränen meine Wangen hinunter.

Professorin Schüttler lächelt. «Das, was jetzt kommt, ist die schöne Seite des Lebens.»

Die Ärztin gibt mir die Hand, drückt richtig fest zu und zeigt mir damit ihre Zuversicht. Keine Ahnung, ob sie die wirklich empfindet oder ob sie nur so tut. Kann ich jetzt aber auch nicht fragen.

Die Professorin sieht den Karton mit dem Schokoladenpudding von Pit auf der Fensterbank stehen und lacht überrascht auf. «Oh! Da meint es aber jemand ganz besonders gut mit Ihnen!»

Ich lächle und widerspreche nicht, obwohl sie natür-

lich völlig falschliegt. Sowohl den Pudding als auch Pit werde ich hier für immer zurücklassen.

Die Ärztin verlässt mit einem Nicken das Zimmer, lässt die Tür offen stehen und macht sich auf, andere Leben zu verlängern.

Meine Mutter wartet unten vor dem Haupteingang zwischen all den rauchenden Kranken, die zombiehaft in Rollstühle gegossen, auf Krücken gestützt und an Infusionsständer gekabelt nicht anders können.

Als sie mich sieht, breitet sie ihre Arme aus und strahlt: «Nina! Endlich!»

Ich stelle die Taschen ab und lasse mich drücken. Es ist so ungewohnt, andere Luft einzuatmen als die durch die Klimaanlage surrende auf der Station. Die Sonne scheint, aber wir stehen im großen Schatten des Gebäudes, und es weht ein kühler Wind. Ich friere, doch das kann auch die Aufregung sein.

Meine Mutter schaut mich glücklich an. «Und?»

«Irgendwie seltsam.» Ich zucke mit den Achseln und lache ratlos.

Meine Mutter zieht mich noch einmal an sich. «Ach, ich bin so froh! Jetzt hast du es geschafft!»

«Ja, mal abwarten.» Wir lösen die Umarmung, und weil ich nicht weiß, wo ich hingucken soll, drehe ich

mich um und schaue den hohen Bettenturm der Klinik hinauf, der ein ganzes Jahr lang meine Welt war. Meine Mutter folgt mit den Augen meinem Blick. Zusammen stehen wir da, die Köpfe in die Nacken gelegt, und gucken nach oben. Elfter Stock mit Blick über Münster. Die Stadt, in die ich zum Studieren gezogen war und in der ich krank geworden bin, bevor ich überhaupt das Bezahlssystem in der Mensa verstanden hatte. «Was für ein Wahnsinn», sage ich.

«Ja, aber das liegt jetzt alles hinter dir!» Meine Mutter knufft mich liebevoll in die Seite.

Ich nicke. «Nie wieder Hähnchen Estragon, alle vierzehn Tage mittwochs!»

Meine Mutter lacht, legt den Arm um meine Schultern und zieht mich zu sich heran. «Nie wieder Chemo!» Ganz feierlich sagt sie das.

Einen Moment erlaube ich mir die Hoffnung, sie könnte recht haben. «Lass uns bloß weg hier.»

Auf der Autobahn schweigen wir. Ich merke, dass meine Mutter unsicher ist, ob sie mit mir sprechen oder mich lieber in Ruhe lassen soll. Da ich es selber auch nicht weiß, kann ich da jetzt gar nicht weiterhelfen. Ich spüre ihre Erleichterung, ihr Glück darüber, dass ich lebendig

neben ihr sitze, wir zusammen nach Hause fahren und jetzt alles wieder gut werden kann. Immer wieder atmet sie tief ein, und wenn sie ausatmet, zittert ihre Brust. Ich halte das kaum aus.

Wenn ich einen Rückfall bekomme, wird es doppelt hart für sie, weil sie jetzt in diesem Moment so voller Hoffnung ist. Meine Mutter mag Sprichwörter wie «Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende», und ich weiß, dass sie so was zwar nie in Bezug auf mich sagen würde, aber mir selbst geht der Satz im Kopf herum wie ein lebensmüder Ohrwurm. Dabei will ich nichts anderes, als gesund zu bleiben. Ich will nicht mit zwanzig sterben und dass die Chemos, die Schmerzen, das Kotzen, das Hähnchen Estragon alle vierzehn Tage mittwochs und der ganze andere Scheiß im Krankenhaus umsonst waren.

Trotzdem: Wäre ich vor einem Jahr einfach gestorben, hätte meine Familie sich jetzt vielleicht schon wieder ein bisschen von dem Schock erholt und sich langsam an ein Leben ohne mich gewöhnt. Ein paar Sonnenblumen stünden auf meinem Grab, und es wäre okay. Stattdessen bin ich aber wieder gesund geworden und sitze hier mit meinen Cortison-Hamsterbäckchen und meinem neu gewachsenen, albern gelockten Pudelhaar

auf dem Beifahrersitz, während mein unberechenbarer Körper ein großes Geheimnis aus der Heilungssache macht.

Vielleicht ja, vielleicht nein. Lasst euch überraschen.

Ich schließe die Augen, als würde ich ein wenig schlafen. Es fühlt sich falsch an, dass Bahar an einem Tag wie diesem nicht dabei ist. Eigentlich müsste sie jetzt hinten im Auto sitzen und gemeinsam mit meiner Familie und mir meine Krankenhausentlassung feiern. Bahar und ich würden uns in mein altes Jugendzimmer legen und die ganze Nacht zusammen *How I Met Your Mother* gucken. Stattdessen weiß ich nicht einmal genau, wo sie jetzt wohnt.

Nach knapp zwei Stunden Fahrt sind wir in Varrendorf angekommen.

Eine Kleinstadt in Niedersachsen, über die man wirklich nicht viel sagen kann. Es gibt unverhältnismäßig viele Discount-Supermärkte, Tankstellen und Autohändler. Mehrere Ladengeschäfte stehen leer. Am traurigsten ist das Kino, das seit acht Jahren geschlossen ist und am Ende der Fußgängerzone als Plakatwand für Ankündigungen von Schützenfesten und Ü40-Partys erhalten muss. Wenn ich einem Touristen in Varrendorf etwas empfehlen müsste, wäre es das Kürbisbrot von Bäcker

Meyer und dann so schnell wie möglich ein Zugticket nach Bremen. Aber hier gibt es keine Touristen.

Wir biegen in die Auffahrt ein, und meine Mutter hält kurz vor dem geöffneten Garagentor, damit ich aussteigen kann. Während sie das Auto in die Garage fährt, gehe ich auf die Eingangstreppe des Hauses zu. Es ist ein wunderschönes altes Backsteinhaus mit weißen Sprossenfenstern, über und über mit Wein bewachsen, und seit meine Eltern es vor zehn Jahren gekauft haben, kämpfen sie tapfer, aber chancenlos gegen seinen Verfall an.

Mein Bruder Theo erscheint in der Haustür und bleibt mit einem hilflosen Lächeln darin stehen. Sein ganzes Gesicht ist mit Pickeln übersät, und seine Körperhaltung ist merkwürdig gebeugt, als würde er sich vor den hormonellen Überfällen der Pubertät ducken. Vor kurzem ist er fünfzehn geworden, und ich weiß nichts über ihn.

Unsere Mutter trägt meine Taschen mit einem glücklichen Lächeln an uns vorbei ins Haus.

«Na?», sage ich, als ich mit Theo alleine bin.

«Na?», sagt mein Bruder, und die Verlegenheit kriecht ihm den Rücken hoch. Er duckt sich noch mehr.

«Und? Wie geht's?» Vielleicht kommt doch noch ein Gespräch in Gang.

«Gut.» Er zuckt mit den Achseln, und ich vermute, dass er sowieso nicht in Worte fassen könnte, warum es ihm alles andere als gutgeht. «Und dir?»

Ich habe keine Ahnung, wieso ich das so blöd ironisch sage, aber ich antworte: «Spitzenmäßig.»

Theo guckt mich an und lächelt verstört. In diesem Moment hupt es laut, und unsere Mutter kommt fröhlich aus dem Haus gelaufen. «Das ist Papa!»

Ich sehe einen weißen Golf die Auffahrt heraufrollen. Mein Vater sitzt am Steuer und hupt. Lichthupe. Noch mal Hupe.

«Ui, was ist das denn?», fragt meine Mutter gespielt geheimnisvoll, und mir schwant, was hier gerade abläuft.

«Mama, das ist doch nicht für mich, oder?» Ich schaue sie ernst an.

Meine Mutter ist überfordert, weil das nicht die Reaktion ist, die sie erwartet hat. Außerdem steigt mein Vater jetzt aus dem Golf, und sie überlegt fieberhaft, wie sie verhindern kann, was sich hier gerade unheilvoll zusammenbraut. Ihr Blick geht unruhig zwischen ihm und mir hin und her.

«Hallo!», ruft mein Vater und kommt strahlend auf uns zu.

Mein Bruder steht immer noch oben in der Haustür. Kurz treffen sich unsere Blicke, dann empfangen wir meinen Vater mit einem drohenden: «Ihr habt das doch wohl nicht für mich gekauft, oder?»

Mein Vater bleibt überrascht stehen, und ich sehe die Enttäuschung in seinem Gesicht. «Doch. Wieso?»

Ich finde, dass es auf diese Frage nur eine einzige Antwort gibt: «Ihr könnt mir doch nicht einfach ein Auto schenken!»

Meine Eltern schauen sich kurz an und dann wieder mich.

«Das ist doch viel zu teuer! Ich will das nicht!»

Mein Vater hält mit Logik dagegen: «Aber du brauchst doch ein Auto, damit du zum Arzt nach Bremen fahren kannst.»

«Genau. Damit bist du doch viel unabhängiger. Und denk an dein Immunsystem. In den Zügen fliegen immer so viele Erreger rum, da sollst du dich nicht anstecken», ergänzt meine Mutter.

Ich schlucke, aber der dicke Kloß in meinem Hals bleibt stecken. Meine Stimme klingt leise und verzweifelt, und das bin ich auch. «Aber vielleicht lohnt sich das gar nicht.»

Jetzt weine ich und presse die Lippen fest zusammen,

damit mein Mund nicht unkontrolliert zuckt. Hamsterbacken und Würde sind nicht einfach zu vereinbaren. Kurze Stille. Betroffene Überforderung in allen Gesichtern. Wieder diese ratlosen Blicke hin und her und her und hin.

«Wie meinst du das?», fragt mein Vater.

Ich wische mir die Tränen mit dem Ärmel weg und sage schluchzend: «Kann doch sein, dass ich nächste Woche einen Rückfall habe! Dann habt ihr das Auto völlig umsonst gekauft!»

Ich schaue hilfesuchend zu meinem Bruder hoch, aber Theo steht da mittlerweile so geduckt, dass er selber schon aussieht wie ein Fragezeichen.

Die Augen meiner Mutter glänzen jetzt auch. «Und du glaubst, uns interessiert dann, dass wir Geld für ein Auto ausgegeben haben?»

Okay, denke ich. Wenn man es so zusammenfasst, kann ich nachvollziehen, dass mein Standpunkt aus ihrer Sicht ein bisschen merkwürdig ist.

Aber aus meiner Sicht ist es einfach schwachsinnig, auch nur einen einzigen Cent in mich zu investieren. Sie hätten von dem Geld lieber das Garagentor streichen lassen sollen. Irgendwas Sinnvolles damit machen, etwas, was von Dauer ist.

Ich zucke mit den Achseln. «Weiß nicht.»

Mein Vater klingt wütend. «Hör mal, du spinnst ja!»

Doch meine Mutter hat verstanden. «Wenn du stirbst, dann verkaufen wir es einfach wieder.» Sie schaut mich an, und ihr Blick sagt: Hab keine Angst.

Und das hilft. So weit hatte ich wirklich nicht gedacht. Man kann das Auto wieder verkaufen. Und dann mit dem Geld das Garagentor streichen lassen. Oder die Buchsbaumschnecke für mein Grab kaufen.

Endlich kann ich wieder durchatmen. «Okay.»

Meine Mutter lächelt erleichtert. «Okay.»

Mein Vater traut dem plötzlichen Stimmungswechsel nicht. «Okay?»

Ich nicke: «Ja.»

«Gut.» Aber irgendwie ist er immer noch genervt. «Vielleicht beruhigt es dich ja, dass der Wagen nur bis nächstes Frühjahr TÜV hat.»

Jetzt bin ich sprachlos. Mir klappt das Kinn runter, und mein Mund steht offen. Ein kleiner Hamster zwischen Empörung und Sprachlosigkeit.

Mein Bruder hält die Anspannung nicht mehr aus und prustet los. Er versucht noch, den Lachanfall zu unterdrücken, aber das hat nur zur Folge, dass ein kleiner Spuckeschwall aus seinem Mund schwappt, den er lin-

kisch mit den Händen aufzufangen versucht. Ich bin ihm sehr dankbar, denn jetzt können wir alle lachen.

«Du spinnst wirklich», wiederholt mein Vater noch einmal und boxt mich etwas unbeholfen gegen den Oberarm. Das ist eine bedeutungsvolle Geste, wenn man bedenkt, dass mein Vater mich seit der Diagnose gar nicht mehr berührt hat, damit nichts kaputtgeht.

Als ich oben in meinem alten Jugendzimmer ankomme, bin ich außer Atem. Es brennt irgendwo tief in meiner Brust, und die Muskeln in meinen Beinen zittern unkontrolliert, als hätte sie jemand unter Starkstrom gesetzt. Ich spüre kalten Schweiß meinen Rücken hinunterlaufen, und sofort friere ich. Die wenigen Treppenstufen hinauf in den ersten Stock haben mich erschöpft. Wenn ich daran denke, was mein Körper in der letzten Zeit aushalten musste, ist das Beinzittern fast rührend. Aber um das auch so zu empfinden, müsste ich meinem Körper gegenüber milder gestimmt sein. Tatsächlich nehme ich es ihm schwer übel, dass er mich kurz nach meinem zwanzigsten Geburtstag im Stich gelassen und diese Scheißkrankheit ausgebrütet hat. Ich weiß nicht, ob ich ihm das irgendwann mal verzeihen kann.

Und wenn ich jetzt nicht allein wäre, gäbe es sicherlich

jemanden, der auf dieses Stichwort hin beginnen würde, über die Einheit von Körper, Geist und Seele zu schwadronieren. Von wegen Selbstheilungskräfte und so. Ich hatte viel Zeit, über dieses Thema nachzudenken, und theoretisch ist mir klar, welche gute Idee dahintersteckt. Aber praktisch ist das nicht so einfach, wenn dein Körper mutierte Blutzellen produziert, die dich töten werden. Wie soll man mit so einem Körper sympathisieren und kooperieren? Für mich klingt das schwer nach einem Aufruf zum Stockholm-Syndrom.

Ich lege mich aufs Bett unter die Dachschräge, ziehe die Decke bis zum Kinn hoch, und mein Herz flattert wie ein aufgeregter Vogel. Konzentriert versuche ich, ruhig und regelmäßig ein- und auszuatmen. Das hat schon beim Yoga im Krankenhaus nicht geklappt. Innere Mitte finden, am Arsch.

Aber langsam wird mir wärmer. Nun bin ich also wieder hier. Zu Hause. Und jetzt?

Ich schaue auf die Uhr, kurz vor zwölf. Auf der Station werden gerade die Tablettts mit dem Mittagessen verteilt. Heute ist Montag: Hühnerfrikassee und Reis. Zum Nachtisch: Quark mit Dosenfrüchten. Sofort habe ich den Geruch in der Nase, diesen schweren, warmen Essensmief, der sich über die klinischen Krankenhaus-

gerüche drängt. Bis das meiste aufgegessen ist und die Klimaanlage alles im beispielhaften Yogi-Rhythmus inhaliert und gefiltert wieder ausgeatmet hat.

So ein durchgetakteter Tagesablauf wie im Krankenhaus hat auch etwas für sich. Diese Monotonie unterstützt die Menschen in ihrem Zustand, der irgendwo zwischen selbstmitleidiger Verzweiflung und sarkastischer Schicksalsergebenheit anzusiedeln ist. 7:00 Uhr wecken, Morgenurin abgeben, Fieber und Blutdruck messen, dabei Smalltalk mit den Krankenschwestern und Pflegern sowie der tägliche Versuch, den besten, weil schonungslosesten Krebswitz zu machen. 7:30 Uhr Frühstück, duschen, Zähne putzen und Körper nach Auffälligkeiten absuchen, die zwischen 8:30 und 9:00 Uhr bei der Visite angesprochen werden müssen. Es folgen die Infusionen und die Verteilung der Medikamente, Blutabnahme, Betten frisch beziehen, dann ferngucken, schlafen, mit Salbeitee gurgeln, auf dem Flur auf und ab gehen oder telefonieren. Um 12:00 Uhr Mittagessen, dann ferngucken, schlafen, mit Salbeitee gurgeln, auf dem Flur auf und ab gehen oder telefonieren. Zwischendurch die schlechtgelaunte Putzkolonne mit weiteren Krebswitzen in Verlegenheit bringen. Je nach Blutwert folgen Blut- oder Thrombozyten-Transfusionen, dabei die täg-

lichen gedanklichen Abschweifungen zum Thema HIV. Manchmal allergische Reaktion auf Transfusionen, dann Notruf drücken und Wirkung der Cortisonspritze abwarten. Wenn das passiert ist, sofort in Tiefschlaf verfallen und erst zum Abendbrot wieder aufwachen. Wenn keine allergische Reaktion eintritt, geht es ab 15:00 Uhr weiter mit der Besuchszeit. Mit dem jeweiligen Besucher über wechselnde, unverfängliche Themen sprechen, bis beide Seiten erschöpft sind und sich mit verleugneter Erleichterung voneinander verabschieden. 17:30 Uhr Abendbrotzeit. Im Anschluss telefonieren, auf dem Flur auf und ab gehen, mit Salbeitee gurgeln und ferngucken. Zähne putzen. Ab 22:00 Uhr schlafen.

Nicht, dass ich das vermisse. Ab heute kann ich machen, was ich will. Darauf habe ich monatelang gewartet. Wieso gehe ich also nicht raus in den Garten? Dort scheint die Sommersonne, und ich wette, es läuft das volle Programm vom Sprießen und Gedeihen ab. Wenn man monatelang auf der Isolierstation lag, möchte man wohl meinen, dass das Bedürfnis nach frischer Luft, Sonne und Natur dann im Allgemeinen groß sein müsste. Aber ich fühle mich all dem da draußen nicht gewachsen. Bleibe ich also einfach hier liegen und versuche, alle Erwartungen in puncto Lebensfrohsinn wegzudrängen.

Ein vorsichtiges Klopfen an der Tür: «Nina?»

Meine Mutter. Sie macht die Tür auf und schaut ins Zimmer. Als sie sieht, dass ich unter der Bettdecke liege, ist sie überrascht. «Ist dir kalt?»

«Nee.» Ich schüttele den Kopf, bleibe aber liegen.

«Willst du dich nicht in den Garten setzen? Ist doch so schön heute.»

«Erst mal nicht. Später bestimmt.» Ich bringe ein gleichmütiges Lächeln zustande. Meine Mutter soll sich keine Sorgen machen.

«Willst du was essen?»

«Wenn's kein Hühnerfrikassee ist.»

Meine Mutter lächelt. «Lasagne.»

«Komme gleich.»

Meine Mutter nickt und schließt die Tür wieder. Ich schaue an die Zimmerdecke und horche in mich hinein. Vielleicht ist das mangelnde Verlangen nach Schmetterlingen, Blumen und Vogelgezwitscher etwas besorgniserregend. Aber mein schlagartiger Appetit auf Lasagne lässt mich doch noch hoffen.



KAPITEL 22

Die Mutter meiner Freundin Isabelle öffnet die Tür und stößt bei meinem Anblick einen spitzen Schrei aus. «Nina! Du meine Liebe! Lass dich mal anschauen!»

Gisela packt mich an den Schultern und zieht mich in ihren Dunstkreis aus süßlichen Blumendüften. Sie mustert mich mit einem strahlenden Lächeln, das tapfer gegen das Botox in ihrem Mehrgenerationengesicht ankämpft.

«Man sieht ja gar nichts mehr, du! Klasse! Und das mit den Haaren kriegt ein guter Friseur schnell hin, Süße!» Sie umarmt mich fest, der Parfümgeruch wird unerträglich, und meine Nasenschleimhäute schwellen erschrocken an.

Sie lässt mich wieder los: «Wie geht es dir denn?»

«Ach danke, ganz gut.»

«Das war aber auch ein Schreck, was? Ich dachte, ich höre nicht richtig! Leukomie mit zwanzig!» Isabelles

Mutter macht große betroffene Augen und formt den Mund zu einer Öffnung pantomimischen Mitgefühls.

Hat sie wirklich Leukomie gesagt?

«Ja, das kam überraschend.» Ich möchte nicht unhöflich sein, aber meinetwegen könnten wir auch einfach nicht über die Leukomie sprechen. Und über die Leukämie auch nicht.

«Du, aber da bist du ja noch mal mit einem blauen Auge davongekommen. Robert hat einen Kunden, dessen Schwester hatte auch Leukomie und die ... also ...» Gisela hält inne, weil das Unaussprechliche ihr nicht über die Lippen will.

Wenn sie noch einmal Leukomie sagt, dann muss ich lachen. Aber man darf nicht lachen, wenn gerade über jemanden gesprochen wird, der verstorben ist. Und es ist auch blöd, über jemanden zu lachen, der unbeholfen mit medizinischen Fachbegriffen jongliert.

«Ich habe sie nie getroffen», fährt Gisela jetzt fort, «aber es soll eine ganz, ganz liebe Frau gewesen sein. Auch im Umweltschutz sehr aktiv. WWF oder Greenpeace, das weiß ich jetzt gar nicht mehr, ich muss Robert noch mal fragen. Ich glaube, es war WWF ... sind das die mit den Walen?» Gisela hält kurz inne und schaut mich fragend an.

«Ja, auch.»

Sie nickt und überlegt es sich dann anders: «Wahrscheinlich hast du recht, ich glaube, es war doch Greenpeace. Jedenfalls eine tolle Frau, da können wir beide uns noch eine Scheibe von abschneiden.» Ein tiefsinniges Seufzen. «Es trifft eben immer die Falschen.»

Ich weiß jetzt nicht genau, inwieweit sich das «falsch» auf mich bezieht. War es falsch, dass ich krank geworden bin, oder falsch, dass ich gesund geworden bin, nicht aber die Umweltschützerin? Vermutlich hat Gisela aber auch einfach für einen Moment vergessen, dass ich zu dem engeren Kreis der Betroffenen gehöre.

«Verstehe», sage ich, obwohl es nicht stimmt. Einen Moment schweigen wir betreten im Gedenken an die Umweltschützerin, die wir beide überhaupt nicht gekannt haben. Falls es ein Leben nach dem Tod gibt, was ich eigentlich nicht glaube, aber falls, dann hoffe ich, dass diese arme tote Frau gerade einen der letzten Wale beobachtet, anstatt uns beiden blöden Kühen zuzuhören.

Plötzlich erfolgt ein giselatypischer Gedankensprung ins Hier und Jetzt: «Möchtest du vielleicht einen Smoothie?»

Ich bin so verwirrt, dass mein Gehirn nicht einmal ein Fragewort formen kann.

«Grünkohl, Weizengras, Karotte? Ganz frisch, gerade gemacht.»

«Äh, nein. Danke.»

«Du, ich könnt mir vorstellen, dass die Vitamine für dich ganz gut wären. Du müsstest bestimmt mal so richtig Detox machen. So eine Chemotherapie ist doch pures Gift, oder nicht?»

«Ja, ich glaube, das ist das Prinzip. Sonst würde es wohl nicht wirken.» Mir ist nicht klar, wie man diese aufgescheuchte Wichtigtuerei länger als zwei Minuten aushalten soll. Das hier führt zu nichts. Für uns beide nicht. Gisela hat es nur noch nicht gemerkt, weil sie nie etwas merkt. Und wenn man das weiß, dann versteht man auch, warum Isabelle so ist, wie sie ist.

«Dann muss das aber mal raus aus dem Körper, Nina!» Gisela stemmt die Hände in die Hüften, Standpauken-Position. «Du musst deinem Körper bei der inneren Reinigung helfen und dir was Gutes tun! Das ist jetzt ganz, ganz wichtig!»

«Ich weiß, aber ich möchte gerade nicht.»

Hier verstreicht gerade Lebenszeit, denke ich. Und davon habe ich vielleicht gar nicht mehr so viel, also bin ich unhöflich und beende unsere Unterhaltung: «Ich wollte eigentlich zu Isabelle. Ist sie denn da?»

«Ja, ja, die ist da. Aber ich habe sie heute Morgen noch gar nicht gesehen. Die schläft ja immer so lang.» Jetzt hat sich wieder dieser klagende Unterton in Giselas Stimme geschlichen, und sie verdreht bedeutungsvoll die Augen. «Was soll ich nur mit ihr machen, Nina?»

Ich weiche der Frage aus und wende mich der Treppe zu. «Ich geh mal gucken, okay?»

«Ja, mach das.»

«Dann vielleicht bis später.»

Schnell steige ich die Treppe hoch und klopfe vorsichtig an Isabelles Tür. Als keine Antwort kommt, klopfe ich noch einmal lauter.

«Ich will keinen Scheiß-Smoothie!»

Ich muss lachen, weil Isabelles Stimme so unglaublich genervt klingt. «Ich bin's.»

«Ach, du. Komm rein!»

Ich öffne die Tür und sehe Isabelle am Computer sitzen. Natürlich spielt sie gerade wieder *Minecraft*.

«Meine Mutter geht mir so was von auf den Sack, das kannst du dir gar nicht vorstellen.» Sie hebt kurz den Kopf und konzentriert sich gleich wieder auf die Klötzchen auf dem Monitor.

«Doch, kann ich.» Ich lasse mich in den Sitzsack neben ihrem Bett fallen. Er stöhnt auf, als hätte sich die gesamte

Spannung in diesem Haus in seinem Bauch gesammelt und würde nun unter meinem Gewicht entweichen. Ich schaue mich in Isabelles Zimmer um. Hier sieht es noch genauso aus wie vor einem Jahr, als wir Abi gemacht haben.

«Was wird das denn da?» Ich zeige auf ihren Bildschirm.

«Wir bauen die Märchenwelt der Gebrüder Grimm nach.»

«Wir?»

Ich weiß, dass Isabelle schon immer eine besondere Faszination für Märchen hatte, aber mir war nicht klar, dass sie so weit gehen würde.

Isabelle setzt einen Würfel auf einen anderen und antwortet, ohne mich anzusehen: «Genau. Meine Gruppe und ich haben schon 60 Prozent fertig. Willst du mal sehen?»

«Okay.» Ich stehe auf und gucke ihr über die Schulter, während sie mir die detailgetreu nachgebaute Märchenwelt aus Milliarden von Klötzchen zeigt. Wälder, Schlösser, Burgen, Türme und was weiß ich nicht noch alles. Ich möchte nicht wissen, wie viele Stunden Isabelle mit dieser Sache verbracht hat. Es ist beeindruckend und erschreckend zugleich.

«Wow.»

«Du findest, ich verzocke hier meine Zeit, stimmt's?»
Isabelle fühlt sich angegriffen, obwohl ich gar nichts gesagt habe.

Ich versuche, ehrlich zu antworten. «Na ja, vielleicht bin ich die Falsche, um das zu beurteilen ...»

«Ja, klar, so frisch dem Tod von der Schippe gesprungen, hältst du dich natürlich in anderen Sphären auf.»
Isabelle schnaubt.

Ich bin ehrlich erschrocken. «Wieso bist du denn so gemein?»

Isabelle lacht ihre Beleidigung einfach weg und dreht sich auf ihrem Schreibtischstuhl zu mir um. «War nur ein Scherz. Aber heute Abend wird's übrigens ernst.»

«Inwiefern?»

«Erik. Seine Band spielt in Bremen.»

Mein Herz setzt einmal aus. Kurz sehe ich uns beide am See sitzen und spüre den Kuss auf meinen Lippen. Und dann das Bild, wie er wütend weggeht, ohne sich noch einmal umzudrehen. Mein Magen krampft sich zusammen.

«Oh. Echt?»

«Kommst du mit?»

«Ich glaube, eher nicht.»

«Mann, Nina. Ich will da nicht alleine hin. Bitte.»

«Nein, tut mir leid. Mein Arzt hat gesagt, ich soll zu große Menschenansammlungen im Moment noch meiden. Mein Immunsystem, du weißt schon.»

Das stimmt sogar. Aber klingt das glaubhaft?

«Es wird bestimmt nicht voll. Die Band kennt doch keiner.»

«Trotzdem. Lieber nicht. Ist mir zu riskant.» Ich winke ab.

Isabelle seufzt. «Okay. Schade.»

Es klopft zaghaft an der Zimmertür.

Isabelle schaut mich an, verdreht die Augen und ruft laut: «Was ist denn?»

«Hallo!» Gisela kommt mit zwei großen Gläsern herein, in denen bunte Strohhalme in einer dicken, grünen Flüssigkeit stehen.

«Ich hab hier was Feines für euch zwei.» Gisela hält uns die Getränke hin. Isabelle macht keine Anstalten, ihrer Mutter die beiden Gläser abzunehmen, und weil jemand etwas tun muss, rapple ich mich aus dem Sitzsack hoch.

«Danke, Gisela.» Jetzt habe ich beide Gläser in der Hand.

«Ich hab dir doch gesagt, ich trink den Scheiß nicht.» Isabelle guckt ihre Mutter wütend an.

«Du hast auch gesagt, du brauchst unser Geld nicht, und trotzdem wohnst du hier in unserem Haus.» Giselas Augen ziehen sich zu schmalen Schlitzen zusammen, und ihre Stimme ist schneidend. Das ist Giselas zweite Seite. Die, die auch nicht besser ist.

In einer Art Übersprungshandlung sauge ich an einem der Strohhalme vor mir. Ein rotziges Schlürfen durchbricht die Stille. Sofort höre ich auf zu trinken. Auch weil es wie pürierte Blattläuse mit einer Prise Koriander schmeckt.

Isabelle und Gisela fahren mit konsternierten Mienen zu mir herum, und sie sehen sich in diesem Moment wirklich sehr ähnlich.

«Entschuldigung.» Ich zucke mit den Achseln.

Gisela fasst sich wieder und lächelt mich an. «Trink ruhig weiter. Man fühlt sich danach wie neugeboren.»

«Aber die Eltern sind leider noch dieselben.» Isabelle setzt ein grimmiges, freudloses Grinsen auf.

Gisela ist getroffen, das sieht man, obwohl sie versucht, anders auszusehen, als sie sich fühlt.

«Ich bin froh, dass du die Leukomie überstanden hast, Nina.» Sie kommt zu mir, umarmt mich fest und bedeutungsvoll, was etwas un gelenk ausfällt, weil ich ja

immer noch die beiden Gläser in der Hand halte. Dann verlässt sie eingeschnappt, aber mit Grazie das Zimmer.

Als wir wieder allein sind, steht Isabelle auf und lässt sich erschöpft auf ihr Bett fallen. «Jetzt geht sie runter, setzt sich aufs Sofa und heult.»

Ich frage vorsichtig: «Wenn es so schlimm ist, warum ziehst du nicht aus, Isabelle?»

Meine Freundin sieht mich ehrlich verzweifelt an. «Ich weiß nicht. Ich kann einfach nicht.»

Plötzlich kommt es mir vor, als säße ich an ihrem Krankenbett.

«Immer wenn ich mir vornehme, etwas zu tun, damit ich hier rauskomme, verfall ich in eine Starre.»

Zum ersten Mal begreife ich, dass Isabelle nicht nur aus Bequemlichkeit oder Antriebslosigkeit bei ihren Eltern bleibt. All die Konflikte zwischen meiner Freundin und ihrer durchgeknallten Mutter haben sich zu einer Dornröschen-Hecke um das Haus gerankt und Isabelle in einen Schlaf versetzt, der sie daran hindert, ein eigenständiges Leben zu beginnen.

So traurig habe ich sie noch nie gesehen. «Was kann ich tun?», frage ich.

Isabelle wischt sich einmal über die Augen und schaut

mich flehend an. «Heute Abend mitkommen. Zum Konzert.»

Ein etwas abrupter Themenwechsel. Das hat sie von ihrer Mutter.

Ich winde mich. Das ist keine gute Idee. Aber ich kann nicht meine Hilfe anbieten und dann einen Rückzieher machen.

«Ach, Isabelle ... Ich weiß nicht ...»

«Bitte, bitte, bitte ...»

«Und die Musik da, ich glaube, die ist auch nicht mein Fall ...»

«Wir gehen ja auch nicht wegen der Musik hin!» Isabelle grinst schon wieder.

Ich stöhne gequält auf.

«Du willst doch, dass ich glücklich werde, oder?»

Ich muss lachen, weil sie so plump argumentiert. «Ja, Isabelle. Das möchte ich.»

«Dann kommst du heute Abend mit. Du kannst doch einen Mundschutz umbinden, oder wofür sind die Dinger gut?»

Wenn Isabelle mich häufiger im Krankenhaus besucht hätte, wüsste sie, wofür die sogenannten Dinger gut sind, aber da sie zufällig richtigliegt, muss ich sie darauf nicht hinweisen. Stattdessen suche ich nach einer Ausrede,

die nicht verrät, dass ich auf keinen Fall Erik begegnen möchte.

Draußen vor der Zimmertür hören wir in diesem Moment ein lautes Schnäuzen, gefolgt von Giselas tränen-erstickter, aber von Tapferkeit gestützter Stimme: «Isabelle? Ich wasche in einer halben Stunde. Wenn du also noch schmutzige Sachen hast, musst du sie mir geben. Du bist ja nicht bereit zu lernen, wie man die Maschine bedient.»

Isabelle schaut mich an, und ihr Blick sagt: Siehst du, was ich hier auszuhalten habe?

Und ich antworte: «Na gut. Ich komme mit.»

Isabelle setzt sich mit einem Jubeln auf. «Danke!»

Gisela denkt, dass es ihr gilt, und glaubt sofort, Boden zurückerobert zu haben. Streng sagt sie durch die Tür: «Aber nichts Rotes. Das blutet immer aus.»

«Alles klar, Mama!»

Isabelle grinst mich an, und ich lächle zurück, obwohl mir überhaupt nicht danach ist. Denn mittlerweile weiß ich, wie sich Fehler anfühlen.

Und das hier ist einer.